

Book Reviews

Albers, Irene: Der diskrete Charme der Anthropologie. Michel Leiris' ethnologische Poetik. Göttingen: Konstanz University Press, 2018. 903 pp. ISBN 978-3-8353-9097-3. Preis: € 49,90

Der Franzose Michel Leiris (1901–1990) verband ein Leben als Ethnologe mit einem Leben als Schriftsteller. Nachdem er von 1931 bis 1933 als Archivar und Sekretär an der Mission Dakar-Dschibuti teilgenommen hatte – eine der ersten, großen Forschungsreisen der französischen Ethnologie, die sich erst spät institutionell etabliert hat – nahm Leiris ein Studium der Ethnologie auf, arbeitete aber in dieser Zeit bereits in der Afrikaabteilung des Musée d'Ethnographie du Trocadéro. Er betreute die Neugestaltung der Afrikaabteilung im Transformationsprozess zum Musée de l'Homme und blieb dort bis zum Ende seines Berufslebens. Er unternahm nach den dunklen Jahren der deutschen Okkupation in der 2. Hälfte der 1940-er und Anfang der 1950-er Jahre noch weitere Forschungsreisen nach Afrika und in die Karibik und verfasste mehrere ethnologische Studien und zahlreiche Aufsätze, einige darunter im Auftrag der UNESCO.

Als Schriftsteller war er vom Surrealismus geprägt, zu dem er sich bis zuletzt bekannte, obwohl er 1929 mit dessen Wortführer André Breton brach und sich den Dissidenten um Georges Bataille und Carl Einstein und deren Zeitschrift *Documents* anschloss. Ab 1930 verfolgte er ein großangelegtes und lebenslang fortgeführtes autobiografisches Projekt, in dem er mit der Form dieser Gattung experimentiert hat und für das er in Frankreich als einer der großen Erneuerer der Autobiografie im 20. Jh. gefeiert wird.

Um seine beiden Leben miteinander verbinden zu können, legte er sich eine strikte räumliche und zeitliche Trennung auf. In seinem Büro im Musée de l'Homme verfasste er unter der Woche seine ethnologischen Arbeiten, an den Wochenenden und in den Ferien verfolgte er hingegen an seinem Schreibtisch zuhause die literarischen Projekte. Doch diese starre Aufteilung ist nur die Kehrseite eines radikalen Denkens in Beziehungen, mit dem Leiris ethnologische Forschungen und literarisches Schreiben zueinander ins Verhältnis gesetzt und ineinander gespiegelt hat.

Diese produktive Dynamik hat die Romanistin und Kulturwissenschaftlerin Irene Albers in den Mittelpunkt

ihrer umfassenden Studie gestellt, die als Summe einer 20-jährigen Auseinandersetzung mit dem Autor gelten kann. Albers ist zugleich tief vertraut mit der Geschichte, den Konzepten und Diskursen der Ethnologie, wovon nicht zuletzt ihre Mitwirkung an mehreren großen Projekten des Hauses der Kulturen der Welt in Berlin, so beispielsweise zum "Animismus", zeugen. Das erlaubt ihr, Leiris quer zu der disziplinären Rezeption entweder der Literaturwissenschaft oder der Ethnologie zu lesen. Dabei rückt sie seine ethnologischen Arbeiten über den *zar*-Kult in Äthiopien, über die Geheimsprache des Männerbundes bei den Dogon und über den afro-amerikanischen Synkretismus in Haiti, Guadeloupe und Martinique in den Mittelpunkt, um von ihnen aus das zu entwickeln, was sie als "ethnologische Poetik" des Autors bezeichnet.

Die mit großer Souveränität verfolgte doppelte Perspektive macht die Studie gerade für Ethnologinnen und Ethnologen lesenswert. Vertraut mit den Fachdiskursen können sie die behutsamen Spiegelungen Leiris' nachvollziehen und dabei erfahren, wie sich ethnologische und literarische Verfahren und Erkenntnisweisen im Sinne einer kulturenübergreifenden, mit Bruno Latour gesprochen symmetrischen Anthropologie zugleich bedingen und beflügeln. Zudem erhalten sie eine Fachgeschichte der Ethnologie in Frankreich – von ihren Anfängen als Wissenschaft bis zu ihrer Infragestellung durch die Dekolonialisierung –, und ihrer Offenheit gegenüber der Kunst, die sie sich auch über die "wilden" 1920-er und 1930-er Jahre hinaus bewahrt hat, was sich nicht zuletzt daran zeigt, dass viele der bekannten französischen Ethnologen von Marcel Griaule über Claude Lévi-Strauss bis zu Philippe Descola nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für ein breiteres Publikum geschrieben haben.

Albers Begriff der "ethnologischen Poetik" ist zu verstehen als präzisere Fassung dessen, was Hans-Jürgen Heinrichs in den 1970-er Jahren mit "Ethnopoese" zu beschreiben versucht hat. Heinrichs war in dieser Zeit der große Vermittler von Michel Leiris nach Deutschland. Ihm ist eine vierbändige Edition mit dessen ethnologischen Schriften im Syndikat Verlag zu verdanken, und er hat in seinem eigenen, inzwischen legendären Qumran Verlag weitere Publikationen von Leiris sowie ein Porträt von ihm herausgebracht. Mit seinem Namen

ist auch jene zeitgeschichtliche Strömung in der Bundesrepublik verbunden, die heute entweder als "Ethno-boom" oder als "Gegenethnologie" der 1970-er Jahre bezeichnet wird, und in der Leiris bisher am intensivsten in Deutschland wahrgenommen worden ist.

Als "Ethnopoésie" charakterisierte Heinrichs damals literarische Unternehmen, die in einer dialektischen Wendung das Eigene im Fremden und das Fremde im Eigenen aufdeckten. Den theoretischen Rahmen dazu bot ihm die Ethnopsychoanalyse von Goldy Parin-Matthèy, Paul Parin und Fritz Morgenthaler. Außer im Werk von Leiris sah er die "Ethnopoésie" noch in den Arbeiten von Hubert Fichte umgesetzt, den er, unabhängig von ihrem unterschiedlichen Alter, als deutsches Pendant zu Leiris begriff.

Ohne Zweifel, das gesteht auch Albers zu, lässt sich die Dialektik des Eigenen und Fremden bei Leiris finden. Gerade für sein Tagebuch der Mission Dakar-Dschibuti, das er 1934 als sein "ganz eigenes Buch" unter dem Titel "Phantom Afrika" veröffentlicht hat – sehr zum Missfallen des Leiters Marcel Griaule und seines Lehrers Marcel Mauss – verpflichtete er sich, alles aufzuzeichnen, was sich in ihm und um ihn herum ereignete. So zeigt er mit großer Offenheit, in welchem Maß er in die von vielen geteilte Sehnsucht nach dem Primitiven verstrickt war – das, was heute die Bewegung des Primitivismus genannt wird –, wie es auch ihn danach verlangte, durch den Kontakt mit indigenen Kulturen in Afrika der Enge Europas zu entfliehen und wie sehr er hoffte, bei ihnen eine Antwort darauf zu finden, was die Poesie sei. Er zeigt aber auch zugleich, wie dieses Begehren durch die erfahrene Realität vor Ort immer wieder desillusioniert wurde, gerade dort, wo er zunächst glaubte, tatsächlich eine ganz andere Kultur zu berühren.

Jedoch bleibt Heinrichs Konzept der "Ethnopoésie", so argumentiert Albers weiter, in der Person des Ethnologen verhaftet. Fremdheit ist nur denkbar in Rückbezug auf dessen eigenes Unbewusstes, das selbst wiederum kulturell bedingt ist, zumindest nach den neueren, post-universalistischen Ansätzen. Leiris' Fremderfahrung geht aber darüber hinaus. Ebenfalls im Tagebuch "Phantom Afrika" verzeichnet er immer wieder Momente, in denen ihn die Anderen als Fremden zurückspeigeln. Seine Selbstentdeckung im Fremden wird konterkariert durch ein Entdecktwerden als Fremder. Darin liegt ein überraschendes Erschrecken über eine Alterität, die nicht in ihm angelegt ist, eine Alterität *sui generis*. So einen Moment hält er in seinem Tagebuch fest, wenn ihn Emawayish, eine Anhängerin des *zar*-Kultes, die er besonders intensiv befragt, mit der Gegenfrage konfrontiert, ob es denn in Frankreich Poesie, und ob es in Frankreich Liebe gebe. Nicht nur die besessenen Frauen sind für ihn Fremde; auch er selbst, der sich mit einem Notizbuch unter ihre Zeremonien mischt

und mit Hilfe seines Dolmetschers Abba Jérôme ununterbrochen Aufzeichnungen anfertigt, ist für die Frauen ein Fremder, ein Eingeborener einer ihnen unbekanntes Kultur, ein Ethnologe, der aus der Kälte kommt.

Michel Leiris' "ethnologische Poetik" entwickelt sich, Albers zufolge, aus solchen, ihn selbst übersteigenden fremden Fremderfahrungen, in die er, wie in ein Spiegelkabinett, hineingezogen wird. Indem er diese Erfahrungen zulässt und nicht zugleich abwehrt, kann er sich die fremde Perspektive auf sich selbst und seine Kultur zu eigen machen und kann er die kulturellen Praktiken, die er beobachtet und interpretiert, auf die kulturellen Praktiken beziehen, einschließlich jener des literarischen Schreibens. Dabei geht es ihm nicht um ein verfremdendes, letztlich essentialistisches Identifizieren, sondern um ein behutsames Bewahren des Schwebezustands der Beziehungen.

Ein Beispiel für viele stellt das bewegliche Gefüge von Leiris' Interpretation des *zar* mit seinem ersten autobiografischen Buch "Mannesalter" dar. In seiner Auslegung der Trance-Rituale rückt er die performativen und theatralen Aspekte in den Vordergrund und findet zu einer Sichtweise, die darin weder ein aktives Theater noch eine bloß passiv erfahrene Besessenheitserfahrung sieht, sondern ein feines und letztlich nicht zu trennendes Zusammenspiel von aktiv gestaltetem Spiel und pathischem Ergriffenwerden. Erlernte und für andere wiedererkennbare Elemente der *zar*-Geister paaren sich mit einer Erfahrung, die von den Betroffenen als inverses Moment des Handelns erlebt wird – als *passiones*, um das Konzept von Fritz Kramer aufzunehmen, der mit seinem Buch "Der rote Fes" aus dem Jahr 1987 immer wieder von Irene Albers herangezogen wird.

Eben dieses feine Zusammenspiel von aktiv und passiv wird auch für Leiris' autobiografisches Projekt leitend, in dem es nicht um Selbstgewinn, sondern um Selbstverlust geht. Leiris führt darin kein Subjekt vor, das sich die Welt aneignet, sondern eines, das sich in einer langen Reihe von Alteritätserfahrungen, durch die es außer sich gerät und das Fremde mimetisch ausagiert, enteignet. Und wie im *zar*-Kult paart auch Leiris in seinem Ritual des Schreibens Tätigkeiten des Ordnen – beispielsweise sammelt er alle Erfahrungen, die er aufnehmen will, auf Karteikarten – mit einem Raum für das Spontane, worin die pathischen Aspekte des Schreibens einfließen können, ein später Nachhall auch des "automatischen Schreibens" seiner surrealistischen Anfänge.

In ähnlicher Weise wird auch sein Verständnis der Geheimsprache der Dogon für die Fortführung seines autobiografischen Projekts in den vier Bänden von "Die Spielregel" maßgeblich. Anders als Griaule, der in der Geheimsprache eine Rede der Götter erkennt, sieht Leiris in ihr eine vielfach vereinfachte und verfremdete Abweichung der Alltagssprache mit einem Wortschatz von

gerade 300 Wörtern, die nicht dafür eingesetzt wird, Inhalte zu vermitteln, sondern affektiv und performativ eine Fremdheitserfahrung auszulösen. Als Geheimsprache in diesem Sinne untersucht Leiris im Anschluss auch in seinen autobiografischen Büchern einzelne, prägende Wörter und geht ihren Alteritätswirkungen nach.

In seinen ethnologischen Forschungen nach dem 2. Weltkrieg erweitert sich Leiris' Denken in Beziehungen nochmals. Denn mit der Arbeitsmigration der Dogon an die Elfenbeinküste und mehr noch mit dem afroamerikanischen Synkretismus auf Haiti, Guadeloupe und Martinique verlagert sich das Spiel der Beziehungen in die Forschungsgegenstände selbst. Und auch hier, gerade beim Synkretismus, über den in der Forschung gerne vom Verschmelzen afrikanischer und christlicher Götter und Heiliger die Rede ist, wahrt Leiris eine große Vorsicht. Er sieht darin vielmehr eine "Poetik der (Weg)kreuzungen", in der eher zufällig und ephemere kulturelle Elemente aufeinandertreffen und dabei eine große Beweglichkeit bewahren: spielerische Ordnungen, die sich über ein Detail herstellen, und die sich wieder auflösen können.

Irene Albers umfassende Studie zu Michel Leiris bietet Ethnolog/-innen und Kulturwissenschaftler/-innen eine Fülle weiterer relevanter Aspekte, die hier nicht alle genannt werden können. Es handelt sich zudem um ein sehr lesbares Buch, in dessen 900 Seiten man regelrecht versinken kann. Dazu trägt auch die Entscheidung bei, alle Zitate aus dem Französischen zu übersetzen, um den Lesefluss zu erhöhen. Einen Anteil daran trägt auch die rhetorische Strategie der Autorin, immer wieder explizit Fragen im Text zu stellen, was die Lektüre dynamisiert und rhythmisiert. Hervorzuheben ist nicht zuletzt die Sorgfalt in der Auswahl der über hundert Abbildungen, die meist großzügig präsentiert werden. Sie stellen – gerade im Licht der Ausführungen über Leiris' eigene Bilderpolitik in "Phantom Afrika" – weniger Illustrationen dar als vielmehr einen eigenständigen visuellen Raum, in dem die Leserinnen und Leser ihre eigenen Entdeckungen machen können und in dem vielleicht das eine oder andere Bild von ihnen Besitz ergreift.

Peter Braun
(peter.braun@uni-jena.de)

Alonso Bejarano, Carolina, Lucia López Juárez, Mirian A. Mijangos García, and Daniel M. Goldstein: *Decolonizing Ethnography. Undocumented Immigrants and New Directions in Social Science.* Durham: Duke University Press, 2019. 184 pp. ISBN 978-1-4780-0395-3. Price: \$ 23.95

In this volume, Carolina Alonso Bejarano, Lucia López Juárez, Mirian Mijangos García, and Daniel Goldstein press for the urgency to decolonize ethnographic research. The authors model their own decolo-

nized research process, and demonstrate the importance of such methodologies for marginal populations such as undocumented immigrants in the United States. My naming of the four authors is indicative of the book's overall aims. Decolonizing demands an egalitarian approach that is often at odds with academic structures. As a collaboration, this book both advocates for and puts into practice data gathering and reporting techniques that continue to stand in opposition to anthropology's standard modes of research. The book's clarity of writing, its resolute tone had this reviewer conduct some soul-searching about her own position vis-à-vis the decolonial challenge. Finding myself fall far from the mark, I wondered how I might do things differently given the specifics of my research sites. And in that regard, while I found "Decolonizing Ethnography" offers an enviable research model, and the text is one I would certainly recommend to students, the "new directions" promised in the book's subtitle provided fewer possibilities than I had hoped.

Two of the book's five chapters offer a lucid and thorough literature review. The chapters are essential reading for any anthropologist new to the topic. The authors express indignation that "mainstream anthropology" continues to utilize research and publication methodologies that transform "the lives of cultural others" into objects of inquiry in ways that "distribute power upward" (2f.). The literature review substantiates this exasperation by citing decades of theorizing that seem to have had relatively little effect on anthropological practice in the academy. Advocates for action anthropology, activist anthropology, public anthropology, and collaborative anthropology might object to the brief attention the text gives these endeavors. But such anthropologists might also find themselves nodding in agreement with the way much anthropology continues to reinforce disciplinary privilege by relying on researchers' interpretive and theoretical stances.

What alternatives do the authors posit and model in their own research? If the complexities of a decolonized anthropology could be turned into a formula, it might look something like the following. First, craft a research stance that includes a posture of humility and solidarity with people suffering injustice. Such a stance should naturally give rise to a commitment to prioritizing local conceptions of reality. What's more, this re-centering should recognize that the "historical objects" (8) of anthropology are themselves *theorizers*. Second, create a research process under the control of those suffering. This move can confer power upon the marginalized at both the personal and social levels and allow their theorizing to driving the research agenda. Third, reconsider what counts as a valuable research product. In the least, researchers can write in different ways to address multiple publics. Additional valuable research products in the